
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 3. Bromberg, den 5. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hier schwieg Torgeir lange. Der Pfarrer saß wie versteinert, und dem Alten hinter ihm stand der Mund weit offen; seine Augen waren so groß und starr aufgerissen, daß ihm Tränen über die Backen liefen. Torgeir fuhr noch leiser fort: „Ich hatte auch drei Söhne. Jetzt habe ich nur noch zwei. Der Älteste ging voriges Jahr auf den Bären. Er war noch ein junger Bursche; ich sagte, er solle nicht, aber er mußte natürlich los, und heim ist er nicht gekommen — bisher." Lange Pausen lagen zwischen den Worten, und das letzte war wie ein Hauch. Was da erzählt wurde, klang den beiden wie eine Sage, fern, fern aus einer anderen Welt. Dann richtete er sich wieder auf, der Mann vor ihnen, und wandte den Blick zum offenen Fenster: „Mein Großvater erlegte siebzehn, und mit dem letzten zugleich blieb er." Wieder schwieg er eine Weile. „Der Bär hatte an der Flanke einen hellen Streifen — wie ein falbes Pferd. — — —"

Der Pfarrherr zog die Brauen hoch in die Stirn hinauf, seine Hände zitterten ein wenig. Der Alte hinter ihm ließ die Unterlippe hängen und Speichel rann ihm in den Bart, seine Knie bebten leicht. Torgeir Björndal fuhr fort — und seine Stimme war fast unhörbar: „Mein Vater erlegte siebzehn, der letzte gab ihm den Tod — und hatte an der Flanke einen hellen Streif wie ein falbes Pferd." Es knackte im Stuhl des Bauern von Björkland, und der Pfarrer vergaß zu atmen.

„Wir haben zwei solche Bärenfelle hier zu Hause. Auf beiden trug man Leichen heim." Die Sonne schwand gerade, als das letzte Wort fiel, Dunkelheit füllte den Raum mit Schauder. Da erhob sich Torgeir und blickte zum Fenster. Fest klangen jetzt seine Worte: „Ich selber habe sechzehn erlegt. Mehr gedachte ich nicht zu jagen. Hat aber dieser eine helle Flanke, so ist er wohl aus der Sippe derer, die meinen Vater und dessen Vater schlugen — und dann muß ich dran. Es geht zu Ende mit den Bären dort unten bei euch, ahnt mir — und — vielleicht auch mit mir."

Der Pfarrer hätte wohl etwas sagen wollen, fand jedoch kein einziges Wort. Auf so starke Dinge war er nicht gefaßt. Torgeir gab ihnen zu verstehen, sie könnten heimfahren. — „Ich komme nach."

Wenn sie Essen haben wollten, ehe sie aufbrächen, so sei genug da. Die beiden erhoben sich nur und fanden still hinaus. Zu essen vermochten sie, nach dem, was sie gehört hatten, nicht. Auch wurde auf dem Heimweg nichts zwischen ihnen gesprochen. Torgeirs Worte erwähnten sie niemals.

Früh am nächsten Morgen kam von Norden her ein Mann zum Pfarrhof; wie ein starkes Tier ging er mit weichen, zähen Schritten, langbeinig wie ein Elch. Er trug das Haupt hoch und aufrecht, und seine Schultern waren gewaltig breit. Die Kappe saß knapp auf dem Kopf und hatte über der Stirn einen Schirm zum Schutz gegen die Sonne. Die Jacke war kurz und eng, darunter trug er eine Weste von gegerbtem Leder. Die Hosen waren gleich unterhalb der Knie geschnürt bis hinab zu den fest um die Waden geschnallten ledernen Wickeln; und seine Schuhe saßen weich um den Fuß. Über der einen Schulter hing an einem Riemen das Felleisen, über der anderen die Büchse. An der rechten Hüfte steckte ein kurzes, breites Messer in einer Scheide, und zwei grauborstige Hunde führte er an der Leine.

Seine ganze für einen Jäger geeignete Ausrüstung war abgenutzt und verschlissen vom Umherstreifen in Wald und Fels. Viel Staat war nicht damit zu machen, aber an den Handgelenken und am Halse schimmerte das Hemd so weiß, wie nur die Sonne es bleichen kann, und die Knöpfe an der Weste blinkten wie Silber.

Das war Torgeir Björndal.

Der Pfarrer fragte höchlichst verwundert, ob er allein käme. „Nein", antwortete Torgeir, „ich habe Büchse und Hunde mit." Seine Miene war eisern und der Ton der Stimme so, daß der Pfarrer keine weiteren Worte fand. Torgeir wollte nur noch wissen, ob der Pfarrer seit dem Besuch des Bären auf Bö in der vorigen Nacht etwas gehört habe; aber das hatte er nicht.

Dann ging Torgeir. Der Pfarrer folgte ihm lange mit seinem Blick.

Nach der großen Angst kam es wie ein Gefühl der Sicherheit über die Gemeinde. Von Hof zu Hof lief die Kunde von dem Schützen, der ausgezogen war. Die beiden, die ihn geholt hatten, gaben über ihren Besuch auf Björndal nichts von sich; nur soviel ließ der Björklandbauer über seine Lippen kommen, daß die Leute merkten, in diesem Bären trieb der Teufel sein Spiel. Daß der Schütze allein auszog, zeugte von unglaublichem Mut; und es mußte Zauberei dahinterstecken.

In Stuben und Winkeln gab ein Wort das andere unter alten Weibern in Röcken und alten Weibern in Hosen. Man redete von dem brennenden Himmel und dem blutigen Schwert am Tage vorher — von den grünglühenden Augen des Bären, die von Gift und Teufelei so grün waren — von der Blesse des Untiers, die es bekam, als der Teufel hineinfuhr; von dem Schützen, der allein auszog, weil er Zauberwerk im Felleisen und eine Teufelsflinte hatte und mit geweihtem Silber schoß.

4.

Ein gutes Stück östlich von Bö, wo der Besitz anderer Gemeinden beginnt, wandelt der Wald seinen Charakter. Die mageren Waldstücke gehen in wilden Hochwald über. Drinnen, hinter Hügeln und Höhen stürzt ein Steilhang zu einem Fluß hinab, der unendlich weit drunten in der Tiefe schäumt. Struppiger alter Baumwuchs hat sich in den Schründen festgekrallt und verbirgt Fluß und Abgrund dem Blick.

An dem Tag, als Torgeir Björndal hinter dem Bären her war, lag der Wald dort am Abgrund nicht anders da als sonst. Mächtige Auerhähne wateten sorglos im Heidekraut und schmatzten die Früchte des Sommers, blaue Beeren, rote und schwarze. Scharfe Hufe gewichtiger Elche hatten tiefe Spuren im Moos hinterlassen. Hoch oben im bleichen Herbsthimmel schwebte ein Adler mit weit ausgebreiteten Schwingen, und über allen Wäldern glänzte weiß das Sonnenlicht.

Fiel da nicht ein Tannenzapfen vom Baum? Der Auerhahn rauschte mit lärmendem Flügelschlag auf, warf sich pfeilschnell über den Abgrund und verschwand.

Knackte da nicht ein dürrer Zweig? Über die Heidekrautbüschel und Moospolster glitt ein kantiger Schatten, der sich schwerfällig auf die Felsen über der Tiefe zu bewegte. Und hinter dem Schatten wuchtete still ein großes, dunkles Tier, und wiegte sich vorwärts, hinter dem Schatten drein. Es war ein Bär von gewaltigem Ausmaß, aber altersteif und mager. Der Kopf hing auf dünnzotteligem Hals vornüber, der Rachen japste halb offen, die Schnauze witterte und die Ohren horchten nach dem Brausen des Flusses hin. Zwischen zerquetschten Beeren und plattgedrückten Heidekrautbüscheln hatten die schweren Tatzen tiefe, breite Fährten gezeichnet. Sprang da ein Eichhörnchen von einem Ast? Mit einem mächtigen Schwung drehte sich der Bär, lauschte mit gesenktem Kopf, und die kleinen funkelnden Augen starrten unablässig den Weg zurück.

Leichtes Tapsen von Tieren auf dem Hügel, pfeifende Atemzüge — und dann durchschnitt rasendes Hundegebell die Stille.

Wo war der altersteife Bär geblieben, woher dieses reißende Untier gekommen, das hochaufgerichtet inmitten der Lichtung stand und um sich schlug? Die Tatzen gingen wie ein Mühlrad in einem brausenden Wassersturz. Die Hunde kläfften und winselten, prallten weit zurück und fuhren mit gesträubtem Fell und wildem Knurren wieder auf ihn los, und alles übertönte das heisere Gebrüll aus dem schäumenden Rachen des Bären.

Hatte der Blitz eingeschlagen? Einem der Hunde war es gelungen, die Zähne tief in den Schenkel des Bären zu graben — da traf ihn der Schlag; wie ein Kreisel sauste der Hund durch die Luft und blieb mit aufgerissenem Leib und heraushängendem Gedärm, viele Klafter entfernt im Walde liegen. Der zweite Hund stutzte einen Augenblick, als er sich allein sah; da zog sich der Bär ein paar Schritte weiter nach dem Abgrund zurück, und der Hund kläffte von neuem los.

Die Bewegungen des Bären waren jetzt ruhiger geworden. Vorsichtig lauernd musterte er seinen hitzigen Feind; und jedesmal, wenn sich der Hund in Reichweite wagte, holte er zu einem Schlage aus, der einen Ochsen hätte töten können. Doch der Hund war fort wie der Blitz. So ging es Schritt für Schritt auf den Abhang zu, und jetzt zuckte der Blitz zum zweiten Male. Die Bärentatze traf nicht mitten auf den Hundekörper, sie streifte ihn nur der Länge nach; aber das genügte. Im hohen Bogen sauste der Hund in den Abgrund hinunter. — —

Der Bär glotzte erstaunt umher. Waren seine Plagen zu Ende? Ach — nein — er erinnerte sich nur zu gut daran: einmal — in der Jugend — war er mit solchen Hunden zusammengeraten. Damals, als er den brennenden Knall in die Flanke bekam. Jetzt war das gefährlichste aller Tiere zu erwarten — der Mensch aus Björndal.

Geschmeidig wie ein Luchs duckte sich der Bär und glitt über den Abhang hinaus. Nein, diese Kluft führte nur auf eine Felsplatte, von der kein Weg weiterging; so schwang er sich auf die darüberliegende Kante, schob sich über eine vom Wind entwurzelte Föhre und bückte sich in eine Mulde hinunter. In der gleichen Sekunde war er steif wie ein Stock. Nur die lauernden Augen lebten; mit einer Mischung von sinnloser Angst und teuflischem Haß starrten sie unter dem dürren Kiefernstamm nach der Richtung, aus der die Hunde gekommen waren.

Und da kam der Mensch. Nicht mit Lärm und Geschrei wie dort unten im offenen Lande; nein, gebückt lauernd wie ein Fuchs im Grase, ein Luchs auf dem Ast, mit wachen gespannten Blicken, lauschenden Ohren, witternder Nase. Das gefährlichste Tier auf Erden. Der Mensch hatte seinen Hund wohl im Walde gefunden. Die Augen suchten auf dem Boden, die breite Fährte des Bären sagte ihm, daß er auf dem rechten Wege sei. Lange blieb er stehen, wo der Kampf mit den Hunden getobt hatte, und in der Hand trug er das lange gefährliche Knallrohr bereit

Dem Bären brannte es heiß im ganzen Leibe. Der Hundebiß im Schenkel begann zu schmerzen, so daß er kaum stilliegen konnte, und irgendwo drinnen im Leibe fraß der alte Schmerz schlimmer und schlimmer. Der Bär wurde rasend. Was wollte dieser Mensch hier, der allen Schmerz mit sich brachte? Oh, wie es im Leibe fraß und wie der Hundebiß brannte! Der Mensch kam näher und näher, lautlos, gespannt. Jetzt glitt er in die Kluft hinab, wo der Bär zuerst Spuren hinterlassen hatte, und auf die Felsplatte gerade unter seinem Versteck.

Der Schmerz im Leibe des Bären war zu fressendem Feuer gewachsen, der Hundebiß brannte, als säßen die Zähne noch drin, das Blut rauschte wie ein Wasserfall durch den Körper, spülte in den Schädel hinauf, raubte alle Überlegung. Rasender Haß war sein ganzer Trieb, in einem einzigen, wilden Sprunge war er auf und warf sich über den Rand hinunter über den Mann auf der Felsplatte.

Torgeir Björndal spähte in den Abgrund hinab, ob der Bär etwa dort unten wäre. Wie in einer Ahnung sah er ihn noch auf den Felsen hinunterstürzen, und mit einer jähen Wendung gelang es ihm, einen Schritt zurückzutreten. Das bewahrte ihn davor, des Bären ganzes Gewicht auf sich zu bekommen. Die Büchse entglitt ihm in die Kluft — und dann war alles zu Ende — —

Nein, noch nicht. Der Mensch aus dem Bärental kann auch ohne Büchse gefährlich werden. Und so geschah es: Torgeir Björndal, gewandter als der Bär, duckte sich etwas, warf sich ihm gegen die Brust und rammte seinen Kopf wie eine Ochsenstirn gegen die Bärenkehle. Und indem er Schultern und Rücken zu einem Ball von Kraft spannte, brachte er die Ellbogen nach vorn, und im gleichen Augenblick schloß sich der Griff des Bären um ihn.

Alles spielte sich in einem einzigen Atemzuge ab. Über seinem Kopf dröhnte das wütende Heulen des Bären, und die Tatzen zerfleischten ihm den Rücken. Kleider, Fleisch und Blut fetzte er heraus. Torgeir schob den Arm an der Flanke des Bären hinab, bekam das Messer zu fassen, stemmte sich von der Brust des Tieres ab, hob das Messer bis zu der Stelle wo das Herz sein mußte, trieb ihm die Schneide hinein und drehte sie. Ein Krampf ging durch den Körper des Bären, seine Tatzen gruben sich tief in Torgeirs Rücken — dann brach die Kraft des Tieres, und beide sanken nieder.

Torgeir erwachte. Er lag da, die eine Hand krampfhaft um den Messergriff geschlossen, die andere im Halspelz des Bären vergraben. Vorsichtig lugte er bergwärts zur Seite. Lebte er noch; oder war dies das Erwachen nach dem Tode?

Doch — er mußte wohl noch leben. Er sah ja das Zittergras schwanken, und die Glockenblümchen in dem Felsspalt läuteten wie auf Erden mit ihren seidenen Glocken. Er lebte also — und der Bär war erlegt. Ein hartes Lächeln glitt über sein Gesicht; so war er doch nicht weniger wert als seine Väter. Da durchfuhr ihn ein eisiger Schrecken. War es auch der richtige Bär?

Er versuchte sich zu erheben, doch der Rücken war wie zerbrochen, und eine unbegreifliche Kälte saß in seinem ganzen Körper. Es gelang ihm, sich ein wenig zu drehen, so daß er die Flanke des Bären sehen konnte; nein, sie war nicht falb. Funkelnde Sterne tanzten ihm vor den Augen. Dann versuchte er, den Kopf zu wenden. Er spürte, wie sich sein Körper vor Frost und zugleich vor Spannung schüttelte. So lag er lange, ehe er es wagte, die andere Seite des Tieres zu betrachten. Langsam hob er den Kopf — mit geschlossenen Augen — lag wieder eine Weile, bog dann den Hals hinunter und öffnete sacht die Lider. Er starrte mit offenem Blick. Der Pelz war an dieser Flanke blaßgelb — wie bei einem falben Pferd.

Sein Rücken zog sich vor Schmerz und Kälte zusammen — sein ganzer Körper war wie von Eis, aber die Augen starrten auf die gelbe Flanke, das harte Lächeln blieb um seinen Mund. Dann wurde alles rot, feuerrot — leuchtend — und dann sank alles in Dunkel, und es wurde Nacht —

Ein Hund kam auf drei Beinen gehinkt, das vierte war gebrochen und baumelte lose. Er war hart mitgenommen von jener Luftfahrt, der Ärmste, aber er hatte so lange umhergeschnuppert und gestöbert, bis er gefunden hatte, was er suchte. Erst kläffte er einen Augenblick den Bärenkadaver an, dann winselte er seinem Herrn glücklich zu; doch keiner von beiden rührte sich. Winselnd, wedelnd und blaffend hinkte er immer im Kreise herum; zuletzt blieb er stehen — verwundert — und dann heulte er klagend in den Wald und die Ewigkeit hinaus. (Fortsetzung folgt.)

Zwölfnächte.

Erzählung von Erich Tüllner.

Wo im Herzen der Heide die Pferdeköpfe sich an den Giebeln der Häuser kreuzen, steht seit einem halben Jahrtausend der Hof der Vermeers. Als sie aus Vlamland kamen, klang ihnen noch das Rauschen der Nordsee in den Ohren. Heut' sind sie dem Schicksal der schwerblütigen Heidelandschaft verfallen und leben mit ihr, Ernte um Ernte, Geschlecht um Geschlecht.

In einem Winter geschah es, daß eine der Töchter, die den Stamm verlassen hatte, weil sie der Versuchung des städtischen Lebens nicht hatte widerstehen können, heimkam, um das Fest der Weihnacht zu begehen.

Jutta hieß sie und war die jüngste der Vermeers. Sie wurde mit Liebe aufgenommen wie ein Mensch, den man bei sich weiß, wenn er auch fern ist. In ihr aber war das Blut schweigsam geworden, und sie suchte den Atem der Stadt noch, wo der Schnee selbstherrlich ein Land von majestätischer Einsamkeit verhüllte.

*

Die Vermeers setzten sich zu Tisch und sprachen vom Christfest und den Zwölfnächten, die heute begannen und bis Dreikönig dauerten.

„Zwölfnächte?“ fragte Jutta gedehnt und schien sich zu besinnen.

„Ja“, meinte der Vater, „weißt du's nicht mehr. Zwölfnächte, die heilige Zeit! Da hast auch du Mummenschanz getrieben und den Schuh über den Kopf geworfen, ob sich dir nicht ein Mann ankündige.“

Jutta rief: „Ja, ich erinnere mich. Aber das ist doch Unsinn — Aberglaube —, darüber lachen wir in der Stadt.“

„Ihr lacht wohl“, sagte der Bruder Jost, „weil ihr's nicht versteht!“

„Wir leben, Jost, und dabei vergessen wir, an Geister und Teufel zu glauben.“

Noch einmal lachte Jutta. Dann aber war es, als hätte ein Unsichtbares sich an den Tisch gesetzt und schöbe sich nun, Zwiespalt stiftend, zwischen Jutta und die Vermeers. Denn als sie gegessen hatten, waren sie alle von einer seltsamen Traurigkeit erfüllt und trauten einander nicht mehr wie zuvor.

Als das Jahr zu Ende ging, kamen die Burschen und Mädchen des Dorfes in buntem Aufzuge vor den Hof der Vermeers, um zu singen, zu betteln und den Segen Gottes herabzubeten. Die Schwestern Juttas, die zu spinnen aufgehört hatten, wie das Gesetz der Zwölfnächte es befahl, sprangen im Reigen mit. Und als es Nacht wurde, brannten die Brüder gewaltige Feuer an, daß der Schein weithin in die weiße Heide sprang.

Jutta stand verständnislos vor einer Szene, die ihr lächerlich und heidnisch zugleich erschien. Sie fragte den Knecht: „Ist dies das Wunder?“

Der Knecht blickte sie lange nachdenklich an und sagte dann: „Jutta, du bist nicht mehr unseres Blutes, du weißt nicht mehr, was Sonne, Sturm, Winter, Acker und Weide sind. Gott thront auf den Feldern — und da beten wir zu ihm.“

Jutta lächelte abweisend. „Zauber!“ schalt sie; und dann ging sie hinaus in die Heide und durch den Wachholdergrund bis auf die Schmittenhöhe, wo man die Feuer leuchten sehen konnte, ohne dabei sein zu müssen.

Wirklich, dachte Jutta, ich habe verlernt, Kind der Erde zu sein. Und selbst wenn ich es wieder werden wollte, würde die Stadt mich halten, und überall um mich würden die Masken der Geister mich verspotten. Ich glaube, ich habe meine Heimat verloren.“

*

Die Tage schlichen. Der Schnee verwandelte die Landschaft in eine weite, weiße Öde, die denen furchtbar war, die ihren Atem nicht mehr spürten.

Wo die Vermeers das Unaussprechliche empfanden, das aus dem eigenen Boden kommt, war Jutta einsam und ohne Glauben. Denn wem sie sich auch vertraute, immer wieder stieß sie auf jenen Zauber, der in den Pferdeköpfen beschlossen lag.

„Uli, verstehst du mich nicht?“ fragte sie den Knecht. „Ich verfluche es, daß ich kommen mußte, um zu erkennen, wie einsam ich in meiner Heimat bin! Daß ich wie der verlorene Sohn hoffte und doch zum zweiten Male verstoßen werde. Uli, ich begreif' es nicht!“

Der Knecht schwieg. Sollte er freisprechen, wo das Blut verdammte! Sollte er es sagen, das unbarmherzig Wahre, daß Jutta selbst sich ihres Rechts begeben hatte! So schwieg er also.

Am Abend gingen sie abermals miteinander über die Schneeäcker, als sei es immer so gewesen und müsse immer so bleiben. Und wieder sprach Jutta von der Heimat, die sie verloren hatte, und daß es in ihrem Herzen unentschieden wäre, wem sie gehören wolle.

Der Knecht hörte sie an. Was sie sagte, verlangte keine andere Antwort als durch sie selbst. Und wenn nicht die Heimat sie bekehrte, so konnten Menschen es nie.

Sie gingen lange über die weiße Fläche, die in jungfräulicher Reinheit unter dem strengen, gelben Monde träumte. Sie sprachen nicht mehr, sie stapften durch den Schnee und zeichneten die Erde, die sie hinter sich ließen, wie ein Pflug sie spurt. Und während sie sich langsam wieder heimwärts wandten, schien es dem Knecht, als weine Jutta.

*

Die Zwölfnächte bogen sich dem Ende zu. Jutta fühlte, daß die Entscheidung nahe war und sich nun zeigen müsse, ob das Blut den Geist überwinden werde.

Da geschah ein Unbegreifliches, ein Wunder fast, wenn es auch nur ein geheimes Wunder des Herzens war.

Einen Tag vor Dreikönig, im Beginn der zwölften Nacht, kamen abermals die Kinder des Dorfes, hielten Hände und Herzen auf und sangen ihre Sprüche. Und als sie geendet hatten und sich zum Gehen wandten, blieb ein kleines Mädchen allein zurück.

Jutta sah das Kind lange an. „Wie heißt du?“ fragte sie. „Jutta“, antwortete das Kind, „wie du!“ sprang ein paar Schritte rückwärts, reckte das ranke Körperchen, warf das rechte Bein in die Luft und schleuderte den Schuh weit hinter sich. Dann drehte es sich um, sah nach dem Schuh und schrie vergnügt: „Die Spitze weist auf mich — ich krieg' 'nen Mann.“

Jutta Vermeer war bleich. Sie ging langsam auf das Kind zu, nahm es bei der Hand und sah ihm gerade in die Augen.

„Jutta“, sagte sie, „kleine Jutta, du bist eine Zauberin.“

Sie fühlte, wie in ihr eine Kruste zu zerbröckeln anfing; und je länger sie das Kind betrachtete, um so deutlicher erkannte sie in diesem Lachen ihr eigenes Kinderlachen, in diesem Glauben ihren eigenen Kinderglauben. Und als sie sah, wie das Kind voll unbändiger Freude durch den schimmernden Schnee sprang, brach auch in ihr ein Gefühl des Glücks auf, daß sie alles rundher vergaß und lachte und weinte: „Heimat, meine geliebte Heimat!“

*

Die Nacht vor Dreikönig ging zu Ende. Noch immer stand Jutta am Fenster ihres Zimmers und sah über die Heide hin, die im ersten Dämmer wie ein graues, schweigendes Tier lag und sich nicht regte. Und wie sie nun schon viele Stunden immer wieder nach dem Geheimnis des wunderbaren Wortes „Heimat“ gefragt hatte, so wurde ihr mit jedem Schatten, jeder Schneeflocke, jeder Föhre und jedem Ziegel ihres Hauses Antwort gegeben.

Sie spürte nicht, wie die Dämmerung wich und hinter den starrästigen Birken des Gartens sich die dunkle Sonne erhob. Und erst, als die Heide in unbeflecktem Glanze vor ihr lag, fand sich Jutta in die Gegenwart zurück.

Schon schirrten die Knechte im Stall das Gespann an, das Jutta in die Stadt bringen sollte. Als sie es hörte, rief sie aus dem Fenster: „Hallo, laßt nur! Ich fahre nicht!“ und ging hinunter in die Weihnachtsstube.

Niemand sah sie, niemand hörte sie. Als sei es Abend und nicht Morgen des Dreikönigstages, schritt sie traumwandlerisch durch das Zimmer und zündete die Kerzen an. Das gelbe, flackernde Licht mischte sich mit der weißen Helligkeit des Tages und verzauberte den Raum. Da stand sie nun, ergriffen und mit gefalteten Händen und fühlte, wie vom Herzen her eine wundersame Frische sie durchrann und ihr Blut zurückpulste in das Herz der Heimat. Und als die Eltern das Zimmer betraten und erstaunt den fremden Glanz betrachteten, sagte Jutta leise:

„Nun bleibe ich bei euch!“

Unsere Weihnachtstorte.

Ein Kriegserlebnis, erzählt von **H. W. Orm-Montau.**

Im August 1915 hatten die deutschen Truppen Warschau besetzt. Der Russe zog sich mehr oder weniger fluchtartig gen Osten zurück, und wir folgten ihm so gut und so schnell, als es unter den gegebenen Verhältnissen uns möglich war. Zu nennenswerten größeren Kampfhandlungen kam es bei diesem Wettlauf in den raumlosen Gefilden der schier unabsehbaren russischen Ebene nicht, nur daß die Beschaffenheit der Wege uns für die Dauer doch manches Hindernis bereitete.

Aber solange der Russe sich nicht stellte, hieß es marschieren, marschieren und immer wieder marschieren, wollte doch unsere Heeresleitung in diesem Gebiete noch vor Eintritt des dicht bevorstehenden Winters eine möglichst günstige Stellung erreichen, um die Winterquartiere zu beziehen.

So waren wir mittlerweile bis an die Szylojanka, einem Zufluß der Beresina gekommen, als schon Anfang November ziemlich plötzlich der russische Winter mit starkem Frost und Schnee einsetzte. Gleich wurden die Schlitten bereitgestellt, und besonders am regelmäßigeren Funktionieren der Feldpost als sonst merkte selbst der einfachste Mann, daß die Verbindung mit der Heimat „klappte“: Briefe, Zeitungen und Päckchen erreichten uns erfreulicherweise schneller als sonst.

Sonderlich schweren Dienst hatten wir nicht und konnten unsere Knochen mal ordentlich strecken. Und wenn nicht gerade der Wachtdienst und die verschiedenen Appells bisweilen auch kleine Exerzierübungen uns in Atem hielten, dann konnte man sich manchmal wohl gar dem süßen Nichtstun hingeben und in solchen Stunden die Briefe von daheim immer noch einmal lesen, bis man sie zuletzt Satz für Satz richtig auswendig konnte. Lag auch der nächste Heimaturlaub noch in weiter, weiter Ferne, so malte man sich dafür das liebe Heimatbild um so deutlicher vor die Seele, dachte an Weib und Kind daheim, wie die Mutter sich abquälte und rackerte, um die zwar nur kleine Wirtschaft doch einigermaßen in Gang zu halten, daß nichts verkomme. Na und die fünf Vögel im Nest: der Heinrich und der Franz und die Liese gingen wohl wie sonst alle Tage zur Schule, und das jüngste, vierjährige Mädel, die Trude, vertrieb sich sicher mit dem Puppenspiel die Zeit, wenn sie nicht von der Mutter beauftragt war, den jüngsten Bruder, den Butzemann, kaum erst zwei Jahre alt, in den Schlaf zu wiegen.

So flogen die Gedanken, ehe selbst der sturmerprobteste Krieger es sich versah, in den stillen Stunden zu gern nach Hause, gerade als wollte man dort nur für einen Augenblick durch den Türspalt einen Blick haschen von dem stillen Glück im trauten Daheim, das der Vater da draußen an der Front mit den vielen Tausenden der Kameraden schützte. Tag um Tag ging dahin, und der Christmonat brach an. Fast sah es so aus, als würde uns eine stille Weihnacht mit einem strahlenden Lichterbaum hinter der vordersten Linie beschieden sein. Denn es war in unserem Abschnitt anscheinend ruhig vor der Front. Daß ab und zu der Russe sich „meldete“ und dann und wann mal eine Feuergarbe herüberfunkte, daran waren wir ja gewöhnt und machte solche Aufmerksamkeit auf keinen von uns einen sonderlichen Eindruck mehr. Hin und wieder wurde auch mal von unserern Posten ein russischer Überläufer eingebracht. Allemal, wenn so etwas geschah, gab es bei uns erklärlicherweise etwas Aufsehen.

Doch es sollte nicht lange so bleiben, es änderte sich eines Tages das Bild hinter unserer Front von Grund auf. Aus allem, was vorging, konnte man entnehmen, daß doch noch eine Kampfhandlung bevorstand. Dann dürfte es also mit der Freude auf den Christbaum mit dem erhofften Christstollen von Hause für diesmal wohl vorbei sein. Ein Soldat hat aber gewöhnlich nicht viel Zeit, sich den Kopf zu zerbrechen, sondern die ihm erteilten Befehle, so gut er es vermag, auszuführen. So sollte es auch hier kommen.

Hatte die deutsche Armeeleitung irgend etwas erfahren von dem, was hinter der russischen Front vorging und was dem einfachen Soldaten zu hoch und zuviel ist, und darum beschlossen, den Russen zuvorzukommen und ihnen das Spiel zu verderben? Gleichviel — wer wollte, konnte merken, daß bald etwas „bevorstand“.

Unserm Abschnitt gegenüber dehnte sich, recht lang hinziehend, ein großer Hochwald mit zahlreichem Buschbestand als Unterholz aus. Unsere Front verlief an dieser Stelle nicht geradlinig, sondern machte eine Biegung. Anscheinend hatte unsere Heeresleitung beschlossen, die Russen aus diesem Waldgebiet, aus dem uns jeden Tag ohne Frage große Gefahr drohte, zu vertreiben, dabei die Front an dieser Stelle „auszurichten“.

Wie das Unternehmen für unsere Truppenteile, als auch für den einzelnen von uns auslaufen würde, das stand ja in eines Höheren Hand. Aber alle eigenen Gedanken, auch der wegen des weihnachtlichen Christstollens, traten in den Hintergrund. Hier ging's ums Ganze; in einem Volksheer, wie es das deutsche war, hat jedes eigene Interesse zu schweigen; da hieß es und wird bis in die fernsten Zeiten immer heißen: alle für einen und einer für alle!

Und doch sollten wir, mein Kamerad und Landsmann Fritz Lange und ich, wider Erwarten schnell noch zu einem sehr schöne Christstollen gelangen, der eigentlich schon mehr eine Weihnachtstorte war. Und das ging so zu:

Ganz überraschend erreichte uns eines Abends kurz vor dem Feste der Befehl: Höchste Alarmbereitschaft; antreten morgen früh 5 Uhr! Also es roch brenzlich, nach „dicker Luft“. Tatsächlich funkte auch schon früh 5 Uhr unsere Artillerie über unsere Köpfe hinweg. Es war ein überraschend kurzer Feuerüberfall: schon nach 10 Minuten hieß es für uns: Marsch, Marsch! Und hinaus ging es in die noch große Finsternis, die Sterne funkelten wie Diamanten am dunklen Himmelsdom. Allmählich hatte sich das Auge, da die Luft klar blieb, an das Dunkel gewöhnt, zumal im Osten schon ein schwacher, heller Streifen mit zunehmender Stärke das aufgehende Tageslicht ankündigte. Das Dämmerlicht verbreitete sich immer mehr, so daß wir sehr gut vorwärts kamen.

Die russischen Gräben wurden im Handumdrehen genommen, ohne daß wir — wie seltsam — auf den geringsten Widerstand stießen; gleich darauf erreichten wir auch schon die Unterstände. Jetzt hieß es besondere Vorsicht zu üben, um unnütze Verluste an Menschenleben zu vermeiden. Zu unserer Verwunderung blieb auch hier alles still und ruhig, als wäre alles wie ausgestorben. Wo war der Russe geblieben? War er „getürmt“, hatte er rechtzeitig Lunte gerochen und war er wirklich auf und davon gegangen?

Vorsichtig, die Knarre in der Hand, betrete ich also mit meinem Kameraden Fritz den ersten besten Unterstand. Nichts rührt sich, alles ist mäuschenstill. Wir sind beide sprachlos vor Staunen. Der Bau, in den wir steigen, deutet in seiner Anlage und Einrichtung auf etwas „Besseres“ hin. Schon wollen wir zu unserer Orientierung mit der Taschenlampe umherleuchten, als unerwartet ein Licht aufblitzt und eine Kerze entzündet wird! Also doch ein menschliches Wesen vorhanden!

Sofort wird das Gewehr hochgerissen und angelegt, um auf alle Fälle nicht unvorbereitet zu sein. Und was sehen wir? Hinter dem Tisch (!) ein schmucker, fescher Leutnant, vielleicht erst ein Kadett, in wirklich tadelloser Uniform! Ein noch fast knabenhaftes, milchfrisches, bartloses Gesicht lächelt uns entgegen, daß nur die Zähne so blitzen, und noch ehe wir ihm etwas zugerufen oder entsprechende Zeichen gegeben haben, hebt er schon von allein die Arme hoch!

Wir sind sprachlos; denn so etwas war uns doch noch nicht passiert. Dazu hatte das Bürschchen eine — Torte vor sich stehen! Die Situation war zu komisch, als daß wir länger hätten ernst bleiben können. Was sollten wir tun? Zuerst den Gefangenen abliefern — dann wäre doch sicher die Torte andern zugefallen. Und wieder die Torte zuerst in Sicherheit bringen und danach den Gefangenen abliefern — das ging auch nicht; denn das wäre gegen die Vorschrift gewesen. Kurz entschlossen teilten wir uns die Torte und verstauten jeder seinen Teil in seinem Brotbeutel. Als wir uns nun schnell mit dem Gefangenen auf den Weg machen wollten, sagte Fritz, der währenddes den Gefangenen nicht aus den Augen gelassen hatte, daß es mit demselben eine besondere Bewandtnis haben müsse. Mir selbst war noch gar kein Argwohn gekommen. Tatsächlich hatte Fritz aber mit richtigem Instinkt erkannt: Der schmucke, blutjunge russische Kadett war — ein Mädchen.

Die schallende Heiterkeit, in die wir ausbrachen, lockte schnell noch andere Kameraden herbei, und gebührend wurde unsere „Eroberung“ bestaunt.

Doch weiter war nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen. Die Russin wurde schnellstens weiter in die Etappe abgeschoben, und Fritz und ich suchten unsere Tortenhälften zum bevorstehenden Weihnachtsfest in Sicherheit zu bringen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.